

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 35 (1909)
Heft: 20 [i.e. 21]

Artikel: Japanischer Zuckertrust
Autor: P.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-442228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Zeiten schlecht, ja sogar noch viel schlechter sind wie wir es uns nur zu denken wagen. Jene Tage sind vorbei, wo der Champagner nur so in Strömen floß und die Dividenden mit Schöpfeln gemessen wurden. Sogar unsere armen Millionäre drehen schon den Franken dreimal in der Hand herum, besonders wenn eine sitzende Helvetia darauf thront.

Da heißt es sich eben nach der Decke strecken, was allerdings solchen Leuten besonders schwer fällt, die nicht einmal mehr über eine Decke verfügen können.

Und doch will „man“ dem Wohlleben und Genießen nicht ganz entsagen; mit etwas Phantasie läßt es sich ja recht gut einrichten ein Heudo-Schlemmer zu sein, ohne Moses und die Propheten besonders in Mitleidenschaft zu ziehen.

Wenn der Britte alter Gewohnheit gemäß jeden Morgen sein Ei zum obligaten Thee bekommt, so läßt sich dieses bei unserem Lucullus in spe noch billiger einrichten, beim Anblick des gewöhnlichen heimischen Kaffees „mit ohne Zutaten“ mache man nur jederzeit ein paar mißvergnügte Glogaugen und die richtigen „Ohjengaugen“ sind beim Frühstück schon parat. Zum Zuhilfenahme genügt eine geschenkte Freundschaftszigarre a la Regalia stinkadorea, der Appetit ist dann im Nu vorbei und mit Behagen kann man sich den größten Ausschweifungen auf die Genüsse des Diners in Gedanken hingeben.

Auf dem Wege in der Mittagsstunde kann sich der verwöhnte Gourmand an den appetitlichen „Bäckfischen“ satt fressen, welche um diese Zeit die Straßen auf das Angenehmste beleben, vor den Fenstern einer Hotelküche ersten Ranges bleibe man wie zufällig stehen, atme die aufsteigenden Gerüche aus dem Souterrain recht tief und anhaltend ein und voila! — Der zweite Gang ist da: „Gefüllte Kalbsbrust“. Im Vollgefühl dieses Hochgenusses ist es dann ganz natürlich, daß man im nächsten Augenblicke mit einem nichttutenden Veloradler zusammenschlägt und — Hoß und Keiter mit samt dem Passanten stiegen kunterbunt auf dem Pflaster und — da haben wir die „Pastete“,

den dritten Gang. Wer dabei nicht fuchsteufelswild wird der verdient überhaupt kein „Wits“ mehr.

Bei solcher kulinarischen Überfülle braucht man gar nicht mehr ans Dessert zu denken, eventuell ließe sich im nächsten Bäckladen ein „Fünferweckl“ gegen bare Bezahlung“ herbei, den ideellen Genüssen etwas kompakteren Schlußstein zu setzen.

Die durch städtische Munizipien erstellten Brunnen bieten darauf genügend „Stoff“ zur Anfeuchtung und die Marke „Sauterbacher Urquell“ köstet selbst bei den abstinenteften Abstinenzlern auf keinerlei Widerspruch. An schönen Sommerabenden läßt sich zum ähnlich zusammengestellten Menu, in der öffentlichen Promenade zur besseren Verdauung noch ein prächtiges Konzert des Stadtorchesters genießen und leichten Mutes, Herzens und Magens kann jeder sein Bett aufsuchen ohne befürchten zu müssen wegen Überladung des Magens in schweren Träumen sich herumwälzen zu müssen. Nicht zu vergessen ist, daß man zu jeder Zeit einige Zahntocher in der Tasche mitführt, bei deren öftern Gebrauch man sich und den anderen „Nichtwissenden“ die bestgenossenen Mahlzeiten einiggert.

Nun läßt sich ja dabei an den Fingern abzählen, was jeder Einzelne bei solcher Einteilung ersparen kann, jede Gehaltsberhöhung und Steuerzulage wäre überflüssig, der staatliche, städtische und private Arbeitgeber „setzt zu seinem Kapital noch zu“. Alle Lebensbedingungen werden leichter und billiger und wir schaffen uns durch unsere Zufriedenheit mit solchen Zuständen zugleich die Zufriedenheit aller andern über uns stehenden, d. h. wenn wir es so lange aushalten und nicht, gerade wenn man sich bald daran gewöhnt hätte, in die Gefilde der Seligen hinüber gehungert wäre. Das wäre aber auch jammer schade, denn das goldene Zeitalter wäre dann wieder gekommen und nur unsere Schwachheit und Inkonsequenz ist daran Schuld, daß wir uns dieses auf solch leichtfertige Art vercherzt haben.

Dixi et salvati animam meam!

„Damen“ vor!

„Chret die Damen, sie wirken und weben
Mittunter Rosen ins düstere Leben.“

Seht, das Cardinal-Theater
Ist der frohen Basler Frater;
Und im Studium des Weibes,
Ihrer Formen, ihres Leibes,
Ihrer Lebensäußerungen — — —
War man hier weit vorgebrungen;
Eins nur wollt man noch durchdringen —
Wie die — feinen — Damen ringen!
Wie sie keuchen, wie sie husten,
Wie sie schwinen, wie sie pusten,
Wie sie, eingehüllt in Dämpfe,
Kriegen Leib- und Seelenkrämpfe,
Wie sie wiegen Hüft und Becken
Und sich Arm und Bein verstrecken,
Wie sie sich bei Flöt und Geigen
Uns in jeder Stellung zeigen,
Dies Mysterium zu ergründen,
Mußte man die Lösung finden!
Immer handelt klüglich, wenn er
Etwas tut, der Menschenkenner!
In das Cardinal-Theater
Deshalb einen Ringkampf tat er,
Und, damit es sei was Rechtes,
Einen weiblichen Geschlechtes!
Jetzt, bei Münch- und Pilsnerbieren
Kann man ruhig das studieren,
Was sie stöhnend aufwärts strecken
Und mit jedem Griff bezucken — — —
So bleibt nachgerad der Basler
Auch in diesem Fach kein Fasler!

Während ich so heimwärts schleiche,
Mach ich dankende Vergleiche,
Daß mein Weib die Kraft im Maul hat
Und nicht Knochen wie ein Gaul hat,
Denn sonst wärs um unsern Samen
Bald geschehen, wahrlich! Amen.

Vom Friedensbureau dort in Bern
Vernehm' ich heute gar nicht gern,
Es liege im Kanonenweg,
Das ist für Friede kein Beleg!
O Jemine! bei blauen Bohnen,
Und auf dem Wege für Kanonen
Vom lieben Frieden hier zu schwagen,
Ist sicherlich total für Raßen
Als Friedens-Stüchungs-Sekretär.
Macht's auch Herr Doktor Gobat schwer
Es lebt ein rechter Friede nie
Beim bösen Wort: „Gobatterie.“

Väterlich behandelte Zuhörer!

Es ist geworden in guten Stunden, in Amerika ein Fest erfunden.
Der letzte Sonntag von 10 und 6 gebar ein nagelneues Festgewächs. Man steckte sich Nelken in's Knopfloch und trug feierlich den Kopf hoch, und bezug so bei jedem Gewitter den sogenannten Tag der Mütter. Ich möchte natürlich nicht verwehren mit Nelken die Mütter zu ehren, aber warum dann erst später einen Feiertag für Väter? Die Mütter als geweckte Geister sind gewöhnlich im Hause Meister, und aber sie werden's noch mehr durch diesen Feiertag fürcht' ich sehr, d'rum sollte man nötigst indessen eine Feier für Väter nicht vergessen, und aber den großen Tag hingehen nicht auf die Hundstage verlegen. Das Fest ist keines von geringsten und gehört sich richtig auf Pfingsten, damit ein feueriger Schimmer umgebe die Frauenzimmer, und besonders auch die Knaben etwas vom heiligen Geiste haben. Den sämtlichen Vätern zum Preise zeigt sich das Fest auf folgende Weise:

Was weiblich vergnügt sich bei Tee, die Männer vergessen beim Wein ihr Weh. Töchter, die kleinen und großen, schmücken sich mit gewaltigen Rosen, natürlich ganz anständig nur vornen wenn immer möglich ohne Dornen, und dürfen so gut wie die Nelken bis um Mitternacht nicht verwelken. Die Väter dürfen alsdann am Kragen vergnüglich den Hausschlüssel tragen. Frauenzimmer sollen nicht etwa denken, ich wolle mit diesem Feste sie fränken, sonst nehm' ich meine Worte Stück für Stück, bereitwillig und freundlich zurück, weil ich jeder weiblichen Seele meine Vorträge sehr empfehle und so ihre Unwissenheit vereile als

Professor Gscheidle.

Im Davoserprozess.

Leutenant: „Sag mal, warum sprach Dr. Spengler von einer Störung des Oberbewußtseins Bartumeqs?“
Oberleutenant: „Aber! War doch Oberleutenant!“

Japanischer Zuckertruff.

Einft, vor Zeiten war's in Japan Mode, daß man ehrlich lebte bis zum Tode; stehlen, fluchen, schwindeln war verpönt; doch, man hat sich's mählich angewöhnt. Seit des Landes Fortschrittsinn entdeckt ist, von Europas „Hochkultur“ beleckt ist, hat es sich, wie man so sagt, „gemacht“, hat sich kultiviert fast über Nacht. Früher war in Japan die Regierung von der allerbest-eiten Legierung; aber heutzutage erfährt die Welt, daß auch dort „das“ Zeug nicht ewig hält. Wenn man sich's genauer mal beguckert, sieht man, 's war nur leichtthin überzuckert; daher kam denn auch mit einemmal der berühmte Zuckertruffskandal. Und die Herren, die darein verwickelt, fanden das Manöver sehr verwickelt, wurden, wie sich's schon herausgestellt, „schattenhalb“ zum Teil schon aufgestellt. Und wer's noch nicht ist, der schluckt und hustelt, schwört sich: „Einmal und nicht mehr getrüfelt; wenn's für mich zu gutem Ende zielt, wird von mir aus nie mehr „Truff gespielt“.

P. A.

Neuenburgs Feuerwehr.

Die Neuenburger Feuerwehr blamierte sich gar schwer, gar sehr. Sie schafften sich ein neues Mittel mit einem wunderschönen Titel.

„Sirene“ hieß das Fabelvieh, und schon blagierten, prahlten sie: „Wir rufen nur noch per Sirene die Feuerwehr auf ihre Beene.“

Vielleicht schon bald versuchen wir das herrliche Sirentier; das soll durch Mark und Bein euch tönen und euch das Erdenlos verschönen.“

Und wirklich sollt' das Instrument das jeder als Sirene kennt, am Morgen all die Schläfer stören; doch ach — kein Mensch vermocht's zu hören.

Und allgemein fast meinten sie, sie hätten noch im Leben nie, so weit sie auch herum gekommen, so „füßen“ Feuerlärm vernommen.

Castro.

Mit vollen Segeln, von Hoffnung geschwellt, zog er hinaus in die weite Welt. Er wollte der Menschheit den Castro zeigen, Sie sollte tanzen, er wollte geigen.

Doch kam's nicht so, wie er gewollt. Das Glück ist ihm unter der Hand entrollt. Das läßt sich nicht ohne weitrös verpflanzen, Nun geigen die andern — und Castro muß tanzen.

Das heißt, „tanzen“ sagt man dem Ding nicht mehr, Er schiffte wieder rückwärts übers Meer. Und irgendwo, bei Geiern und Raben hat er seine Hoffnungen alle begraben.

Du armer Teufel! Was warst du dumm! Was wandertest du in der Welt herum? Es wäre alles noch gut und beim alten; Was konntest du auch dein Maul nicht halten!

Nun schiffst er trauernd, der arme Wurm, Durch Wetter, durch Sonnenschein und Sturm, Wie Pocken und Pest, von allen verlassen Und weiß nicht, wo sie ihn landen lassen. Wau-u!